

DIE GRENZE DES DIESSEITS

- A. Das Thema aus Sicht der Psychophysik
- B. Deutung der diesseitigen Empfindungen
- C. Das Thema aus Sicht der Metaphysik
- D. Abkürzungen im Blockschaltbild Bild 2
- E. Kants Philosophie im Kontrast
- F. Die Grenze des Diesseits

A. DAS THEMA AUS SICHT DER PSYCHOPHYSIK

Die Psychoakustik ist ein Teilgebiet der Psychophysik. Die psychoakustische Seite meines Themas wird in dem Buch Zwicker / Feldtkeller, Das Ohr als Nachrichtenempfänger, 2. Auflage 1967, S.Hirzel Verlag Stuttgart, im Vorwort zusammengefasst:

„Gibt es Hörempfindungen, die unabhängig von der Versuchsperson allgemeingültigen Gesetzen gehorchen? Diese Frage ist berechtigt; denn im Allgemeinen wird angenommen, jeder Mensch empfinde individuell und ganz persönlich. Experimente zeigen jedoch, dass selbst viele, ganz verschieden veranlagte Versuchspersonen über bestimmte Sinnesempfindungen übereinstimmende und damit vorhersagbare Aussagen machen. Als Beispiel nennen wir die Farbeempfindung mit Ihrer weitentwickelten, auf dem Farbdreieck basierenden Theorie. Auch über manche Hörempfindungen berichten Versuchspersonen mit gesunden Ohren so übereinstimmend, dass die eingangs gestellte Frage spezieller gestellt werden kann: Für welche Hörempfindungen erhält man auf Grund SUBJEKTIVER Beobachtungen die Möglichkeit, Gesetze für den Zusammenhang von Empfindung und Schall so zu formulieren, wie die Naturwissenschaften, z.B. die Physik, auf Grund von OBJEKTIVEN Messungen die Naturgesetze formulieren?“

Man symbolisiert solche psychoakustisch gemessenen „Gesetze“ - siehe unten die Funktionen $N = N(L_N)$ und $z = z(f)$ - gern in einem BLOCKSCHALTBIOD, das zunächst nur eine Black Box mit Eingangsgrößen und Ausgangsgrößen darstellt. [Ein Beispiel für ein Blockschaltbild als solches, nämlich für einen Lautheitsmesser, ist in dem genannten Buch Zwicker / Feldtkeller in Bild 77,1 auf Seite 201 dargestellt.]

Hier im konkreten Beispiel soll dem Gehör (BILD 1) ein Sinuston oder reiner Ton angeboten werden, der durch seine physikalischen Attribute Lautstärkepegel L_N und Frequenz f eindeutig bestimmt ist:

GEHÖR			
Lautstärkepegel L_N [dB]		S. 128, Bild 49,2	
reiner Ton	O----->		--->--O
			Tonempfindung
Frequenz f [kHz]		S. 83, Bild 31,1	
			Tonheit z [mel]

BILD 1

Man kann davon ausgehen, dass jede Versuchsperson durch Sozialisation damit vertraut ist, die zu dem Sinuston gehörige Empfindung als „Ton“ zu bezeichnen. Auch die Attribute (in diesem Beispiel die Attribute N und z des empfundenen Tons) haben für eine gehörgesunde Versuchsperson - infolge der Sozialisation - eine gefestigte Bedeutung. Es macht daher Sinn, die von den Versuchspersonen empfundene Lautstärke des Tons psychoakustisch als „Lautheit N “ und die empfundene Tonhöhe entsprechend als „Tonheit z “ subjektiv zu definieren. Mit diesen Attributen N , z ist auch die Empfindungsseite rechts, nach der Reizseite links, eindeutig definiert (Quelle: Texte in dem genannten Buch Zwicker / Feldtkeller auf den Seiten 83 und 128).

B. DEUTUNG DER DIESSEITIGEN EMPFINDUNGEN

Natürlich können wir, nach meiner Meinung, mit solchen Hörversuchen nicht im strengen Sinne in die internen, tatsächlich empfundenen Repräsentationen der einzelnen Versuchspersonen „hineinhorchen“. Selbst bei so, wie hier in diesem Beispiel, elementaren Empfindungen oder Vorstellungsbildern wissen wir von außen nicht, was eine Person in Ihrem persönlichen DIESSEITS wirklich, tatsächlich erlebt, wenn sie „die Farbe Gelb sieht“ oder „den Schall Ton hört“. Allerdings EICHEN wir als Betrachter und Hörer die sprachliche Beschreibung dieser Empfindungen untereinander (d.h. auch im Austausch der Versuchspersonen und des Versuchsleiters untereinander) erstens an den gemeinsam erlebten Reizen und zweitens an jenen interindividuellen, sprachlichen Übereinkünften. Unsere Kommunikation ist auf dieser Basis erfolgreich.

Bezüglich der Individualentwicklung unseres Gehörs ist es noch sehr wichtig anzumerken, dass unsere individuellen Gene aufgrund des ständigen Austauschs in der Evolution des Menschen ganz allgemein KONVERGIEREN in Richtung auf eine phylo- und ontogenetisch sehr ähnliche Entwicklung jedes gesunden Gehörs. Bei Embryos bilden sich die Hörorgane bereits in der 8.

Schwangerschaftswoche aus; ab der 28. Woche sind sie dann in der Lage, akustische Signale zu empfangen. Dies erklärt im Verein mit der erwachsenen, sozialisierten, interindividuellen Übereinkunft der Vorstellungsbilder, warum die Psychoakustik ebenso wie die gesamte Psychophysik keine grundsätzlichen Schwierigkeiten mit den genannten EMPFINDUNGSGRÖSSEN hat. Insbesondere sind die interindividuellen Unterschiede ohne weiteres beherrschbar.

Besonders zu beachten ist noch, dass jede Person in den hier vorgestellten Hörversuchen nicht etwa direkt (absolut) nach den Tonattributen Lautheit N und Tonheit z gefragt wird, sondern INDIREKT (relativ). Im Diesseits des Bewusstseins wird der Wert 2 als doppelt so ausgeprägt empfunden wie der Wert 1, der Wert 3 erscheint als halb so stark wie der Wert 6 usw. Diese Protokolle beruhen typischerweise auf Fragen an die Versuchspersonen wie: „Klingt – ausgehend von dem Referenzton – der andere Ton mehr als DOPPELT so laut (ja) oder weniger als doppelt so laut (nein)?“ Darauf erhält der Versuchsleiter reproduzierbare Ja-Nein-Protokolle, mit deren Hilfe er den als DOPPELT oder GLEICH oder HALB so laut empfundenen Ton dingfest machen kann. (Anmerkung: Mit der Frage nach dem GLEICH der Töne (ja oder nein) lassen sich die „eben wahrnehmbare Empfindungsstufe“ und die „eben wahrnehmbare Reizstufe“ messen.) All diese RELATIVEN ANTWORTEN der Versuchspersonen lassen sich nicht nur empfinden, sondern auch leicht nach außen kommunizieren.

Die Ja-Nein-Protokolle stammen also aus einem VERGLEICH von INTERNEN Repräsentationen zweier Töne, woraus sich dann die Funktionen $N = N(L_N)$ und $z = z(f)$ zusammensetzen lassen. Die Ja-Nein-Protokolle beruhen, da man sie nicht zu erlernen braucht und ungeübte Hörer ebenso antworten wie geübte, NICHT AUF SOZIALISATION, sondern sind dem gesunden Gehör zu Eigen. Unter diesen Voraussetzungen (1. gleiche Reizsignale, 2. phylogenetisch und ontogenetisch ähnliche Ausbildung jedes gesunden Gehörs, 3. sozialisierte Übereinkunft über Empfindungsbezeichnungen wie „Töne“ und ihre Attribute wie Lautheit und Tonheit, 4. SOZIALISIERUNGSFREIE, einfach kommunizierbare, interne Ja-Nein-Protokolle) sind die gemessenen UNTERSCHIEDE von Person zu Person GERING und das obige Blockschaltbild beschreibt nach dem genannten Vorwort von Zwicker / Feldtkeller also Hörempfindungen (hier N , z) aufgrund subjektiver Beobachtungen mit der Möglichkeit, Gesetze für den Zusammenhang von Empfindung und Schall so zu formulieren wie die Naturwissenschaften die Naturgesetze formulieren. Im obigen Blockschaltbild sind die beobachteten „Über-Alles-Funktionen“ $N = N(L_N)$ und $z = z(f)$ referenziert.

Um möglichst viele Teilfunktionen INNERHALB der Black Box aufzuklären, hat die Forschung das Gehör immer weiter erkundet. Dabei wurden physikalische Messgeräte abgelesen, wodurch eine lange Kette von Repräsentationen entstanden ist: Ohrmuschel, Gehörgang, Trommelfell plus Gehörknöchelchen Hammer, Amboss, Steigbügel bis hin zum ovalen Fenster (Außenohr und Mittelohr), Schnecke (Cochlea des Innenohrs) mit der Basilarmembran, Muster der erregten Haarzellen samt Deckmembran, Weiterleitung der monauralen und binauralen Erregungsmuster durch die Gehörnerven, also auf der sogenannten Hörbahn in das Gehirn, und schließlich Verarbeitung im Gehirn bis hin zum auditorischen Cortex in der HIRNRINDE.

Beim Menschen liegt der auditorische Cortex auf der oberen Windung des Temporallappens, dem Gyrus temporalis superior. Ähnlich wie alle primären rezeptiven Felder zeigt das primäre Hörfeld eine räumliche Organisation: in diesem Fall sind es die FREQUENZEN, die eine kontinuierliche Repräsentation ähnlich wie in der Hörschnecke aufweisen, die sogenannte TONOTROPIE. Man kann also mehrere Karten der repräsentierten Frequenzen auf der Hirnoberfläche zeichnen und dieses kortikale Muster der psychoakustisch definierten Tonheit $z = z(f)$ zuordnen.

C. DAS THEMA AUS SICHT DER METAPHYSIK

Weiter als bis zur Hirnrinde ist nach meiner Kenntnis noch niemand vorgedrungen mit physikalischen und neurophysiologischen oder sonstigen Repräsentationen. So verbleibt - aus der Sicht einer Weitergabe der Signale von außen nach innen - mindestens ein weiterer Block (BILD 2), der die EMPFINDUNGEN erklären sollte. Diese postulierte mentale Verarbeitung nenne ich in Anlehnung an Immanuel Kant „Gedanken X“ (Erläuterung in den nächsten Abschnitten D, E und F). Dadurch möchte ich mich annähern an Kants doppelte Definition von \rightarrow Subject X1 und \rightarrow Ding X2 (Erläuterung in den nächsten Abschnitten D, E und F). An dieser Stelle wird also hypothetisch eine spezielle Metaphysik eingeführt (wobei zu beachten ist, dass auch der Realismus nicht ohne eine Metaphysik auskommt).

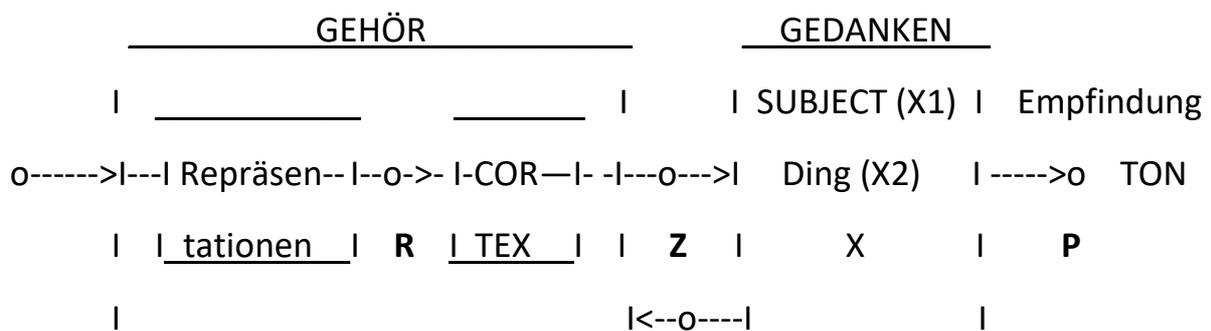


BILD 2

Zuerst folge ich jedoch Kants Umkehr der Erkenntnisrichtung, belegt durch das folgende Zitat (Quelle: Script Erkenntnistheorie I, Skript zur Vorlesung, Uwe Meyer, Universität Osnabrück, WS 06/07):

„Es ist hiermit eben so, als mit den ersten Gedanken des Copernicus bewandt, der, nachdem es mit der Erklärung der Himmelsbewegungen nicht gut fort wollte, wenn er annahm, das ganze Sternheer drehe sich um den Zuschauer, versuchte, ob es nicht besser gelingen möchte, wenn er DEN ZUSCHAUER SICH DREHEN UND DAGEGEN DIE STERNE IN RUHE LIESS. In der Metaphysik kann man nun, was die ANSCHAUUNG DER GEGENSTÄNDE betrifft, es auf ähnliche Weise versuchen. Wenn die ANSCHAUUNG sich nach der Beschaffenheit der GEGENSTÄNDE richten müsste, so sehe ich nicht ein, wie man a priori von ihr etwas wissen könne; richtet sich aber der GEGENSTAND (ALS OBJECT DER SINNE) nach der Beschaffenheit unseres ANSCHAUUNGSVERMÖGENS, so kann ich mir diese Möglichkeit ganz wohl vorstellen.“

Für Kant waren also die inneren Erscheinungen im DIESSEITS einer Person eine solidere Basis als die „objectiven Gegenstände“. In dem obigen Blockschaltbild wird daher von jetzt an MIT KANT KONSEQUENT VON RECHTS NACH LINKS argumentiert, in Richtung von der inneren Person, dem Diesseits, nach außen. In dieser Reihenfolge bedeuten die Abkürzungen P, X, Z und R:

D. ABKÜRZUNGEN IM BLOCKSCHALTBILD Bild 2

P = PROTOKOLL = Bericht einer Person über unkorrigierbare interne Repräsentationen (wie Ja/Nein)

Die vorsichtig als Protokoll definierte Empfindungsgröße wird laut zweier Grams-Artikel „Vom Erscheinen und Verschwinden des Ich, Teil 1 und 2“ (Hoppla, Timm Grams, 19. und 27 Juli 2021) von verschiedenen Autoren - je nach deren metaphysischen Anschauungen - mit sehr unterschiedlichen Metaphern belegt, beispielsweise phänomenales Selbstmodell, konstruierte Wirklichkeit (Illusion), kontrollierte Halluzination, usw. Ich habe mich entschieden, in diesem Artikel bei Kants Phänomenen zu bleiben.

Die EMPFINDUNG P, nämlich die nach all den Verarbeitungen abschließende Aussage „Dieser Ton hört sich für mich halb so laut an wie der andere Ton“ ist KEINE EXTERNE, sondern eine INTERNE Repräsentation. Selbst wenn die neurophysiologisch Forschenden im auditorischen Cortex ein Muster Z finden, welches die empfundene Verdoppelung oder Gleichheit oder Halbierung bei den Attributen N, z der Tonempfindung gut repräsentiert, so ist einerseits zwar ihre Arbeit getan (für dieses elementare Phänomen Ton versteht sich); denn für alle PRAKTISCHEN Zwecke braucht man über reine Töne nicht MEHR zu wissen. Andererseits ist die psychophysikalische Lücke noch nicht überbrückt.

Die externe (physikalische und neurophysiologische) Forschung endet also nach meiner Kenntnis an der Hirnrinde bei Z, während die EXTERNE PLUS INTERNE (psychophysikalische) Forschung erst im psychologischen Bewusstsein bei P endet. Es liegt die Vermutung nahe: Wenn ein System wie hier aus ZWEI TEILSYSTEMEN besteht (Gehör und Gedanken in Bild 2), UND man weiß um das Verhalten des ERSTEN TEILSYSTEMS (Gehör = Repräsentationen bis zum Cortex) UND man kennt das Verhalten des GESAMTSYSTEMS (Gehör plus diesseitige Gedanken), dann kann man daraus Erkenntnisse für das ZWEITE TEILSYSTEM (Gedanken X) gewinnen. Wer mehr begreifen will über den ZWISCHENBEREICH von P und Z, der muss meines Erachtens metaphysische Annahmen treffen, um auf diese Art weitere Einsichten in den postulierten zweiten Funktionsblock „GEDANKEN X“ zu gewinnen. Dieser sei nach Kant definiert als

X = die ZUSAMMENSETZUNG des mentalen, erkennenden Subjects X1 nach Kant und des mentalen, erkennbaren Dings X2 nach Kant. Hierbei berufe ich mich auf das Kant-Zitat: „Durch dieses Ich oder Er oder Es (das Ding), welches denkt, wird nun nichts weiter als ein transcendentales Subject der Gedanken vorgestellt = X, welches nur durch die Gedanken, die seine Prädicate sind, erkannt wird, und wovon wir abgesondert niemals den mindesten Begriff haben.“ Quellenangabe: zitiert nach Hoppla, Vom Erscheinen und Verschwinden des Ich: das Verschwinden, Das Ich entschwindet ins Transzendente: Immanuel Kant, publiziert am 27. Juli 2021 von Timm Grams. Die Erläuterung des Zitats folgt in Abschnitt F. Und es sei ferner

Z = eine externe, falsifizierbare REPRÄSENTATION IN DER HIRNRINDE, also ein EEG (siehe Wikipedia Stichwort Elektroenzephalographie) und/oder fMRT (siehe Wikipedia Stichwort fMRT).

„Als ereigniskorrelierte Potentiale EKPs werden Wellenformen im Elektroenzephalogramm (EEG) bezeichnet, die mit einem beobachtbaren Ereignis zusammenhängen. Ein solches Ereignis kann ein Sinnesreiz sein, der auf die Versuchsperson einwirkt,.....“

„EKPs geben präzise Auskunft darüber, WANN Gebiete der Hirnrinde aktiviert werden, aber nur unpräzise darüber, WELCHE Gebiete dies sind. Insofern sind sie komplementär zur funktionellen Kernspintomografie, welche die Aktivierung von Hirnarealen sehr gut RÄUMLICH, aber nur unpräzise ZEITLICH messen kann.“

Alle weiteren Repräsentationen R im Gehör sind der Einfachheit halber in einem einzigen Block ganz links zusammengefasst. Somit gilt:

R = verschiedene REPRÄSENTATIONEN LINKS von der Hirnrinde Z.

E. KANTS PHILOSOPHIE IM KONTRAST

E.1. Gemäß der Fundstelle Wikipedia, Transzendentalphilosophie, Kritik der reinen Vernunft, Die Konzeption Kants, 3. und 4. Absatz, wird gelehrt:

„Dabei fragte Kant nicht, wie GEGENSTÄNDE richtig erkannt werden, sondern vor allem nach den im SUBJECT liegenden Voraussetzungen von Erkenntnis, in seinen Worten – nach den Bedingungen der Möglichkeit von Erkenntnis. ... Voraussetzung aber (dass Anschauungen einen Inhalt erhalten) war für Kant die SINNLICHE WAHRNEHMUNG. ... Entscheidend für die kantische Erkenntnistheorie ist, dass der Mensch die Wirklichkeit der GEGENSTÄNDE NICHT UNMITTELBAR wahrnimmt, sondern die ERSCHEINUNGEN in seinem Bewusstsein formt. WIRKLICH ist die ERSCHEINUNG, während die Welt bzw. deren Einzelobjekte als Ding an sich UNERKENNBAR bleiben ... Der Bereich möglicher Erkenntnis wird damit auf die Verarbeitung der Erfahrung und die Strukturen dieser Verarbeitung beschränkt ... GEGENSTAND (OBJECTIVER) ERKENNTNIS ist aber lediglich die sinnlich wahrnehmbare Welt der ERSCHEINUNGEN (PHÄNOMENE).“

Der REALISMUS hingegen hält sich zugute, dass er die Erkenntnistätigkeit des Menschen nicht auf kantische Weise von der Welt abspaltet. Wenn in monistischen Doktrinen allerdings eine Art von Dualismus auftaucht, der sich nicht ganz verleugnen lässt, dann geht der Monismus gern in einen ASPEKTE-MONISMUS über. Beispielsweise bezieht der Realist eine Position des zusätzlichen Funktionalismus, deren Zuordnung zur Monismus-Dualismus-Dichotomie unklar ist. Für Biologen liegt es angeblich nahe, dass Geist und Bewusstsein eine Aktivität, eine FUNKTION des Gehirns sind.

E.2. Eine zu Kants Philosophie und zum Realismus alternative metaphysische Annahme (Pauli-Jung-Conjecture) gilt der von PAULI und JUNG entwickelte Zwei-Aspekte-Monismus (engl. dual-aspect monist conjecture), welcher eine „NEUTRALE REALITÄT“ mit zwei Aspekten Körper und Geist postuliert (engl. basic psychophysically neutral reality). Der Nobelpreisträger Wolfgang Pauli und der Psychologe C.G. Jung waren – entgegen der Meinung einiger Autoren - keine Dummköpfe, als sie an der geheimnisvollen Grenze des Bewusstseins forschten und versuchten, die Lücke im Körper-Geist-Problem auf ihre Art zu überbrücken. Mit ihrem „neutralen Monismus“ wandelten sie immerhin auf Spinozas Spuren.

Ihr Ansatz nennt sich SYNCHRONIZITÄT, das ist die kausal nicht erklärbare Gleichzeitigkeit von Vorgängen. C. G. Jung bezeichnete so zeitlich korrelierende Ereignisse, die NICHT über eine Kausalbeziehung verknüpft sind, jedoch als miteinander verbunden, aufeinander bezogen wahrgenommen und gedeutet werden.

Auch hier liegt (wie bei Kant) eine Art Umkehr der Erkenntnisrichtung von innen nach außen vor. Es wird von mir hier allerdings nicht weiter untersucht, ob die postulierte nachträgliche, also anschließende Wahrnehmung des physischen, äußeren Ereignisses nur etwa auf gesteigerter Aufmerksamkeit beruht, also quasi kausal in der antirealistischen Richtung wirkt.

E.3. Zusammenarbeit und Literatur

Mit dem Physiker Wolfgang Pauli diskutierte Jung während seines langjährigen Briefwechsels (1932 bis etwa 1957) intensiv diese Thematik. Außerdem veröffentlichte er im Jahr 1952 gemeinsam mit Pauli das Buch „Naturerklärung und Psyche“, in dem Jung unter dem Titel „Synchronizität als ein Prinzip akausaler Zusammenhänge“ das Thema umfassend behandelt. Die Zusammenarbeit mit dem Nobelpreisträger wird im englischen Sprachbereich als PAULI-JUNG-CONJECTURE bezeichnet. Sowohl in Deutschland und der Schweiz als auch in den USA wird nach wie vor an diesem Thema gearbeitet, beispielsweise:

Epistemische Migrationen, Verbindung von Quantenphysik und Analytischer Psychologie: Der Briefwechsel zwischen Wolfgang Pauli und C. G. Jung, 1934-1957, Masterarbeit angefertigt und vorgelegt am Departement Geistes-, Sozial- und Staatswissenschaften der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich, Verfasser: Dr. Hendrik Adorf (M.Sc.), adorf@wiss.gess.ethz.ch
Studiengang: M.A. Geschichte und Philosophie des Wissens, 7. Semester.

- Buch „The Pauli–Jung-Conjecture and Its Relatives: A Formally Augmented Outline“, Abstract: „The Dual-aspect monist conjecture launched by Pauli and Jung in the mid-20th century will be couched in somewhat formal terms to characterize it more concisely than by verbal description alone. After some background material situating the Pauli–Jung conjecture among other conceptual approaches to the mind–matter problem, the main body of this paper outlines its general framework of a basic psychophysically NEUTRAL

REALITY with its derivative mental and physical aspects and the nature of the correlations that connect these aspects. Some related approaches are discussed to identify key similarities to and deviations from the Pauli–Jung framework that may be useful for cross-fertilization.“

E.4. Modell (BILD 3)



BILD 3

Es scheint so, als ob jede der drei betrachteten Metaphysiken einen Funktionsblock von der Art „GEDANKEN X“ braucht. Das Schema in BILD 3 ist dadurch prinzipiell offen für alle drei in Betracht gezogenen metaphysischen Ansätze, man muss nur auf die unterschiedlichen PFEILRICHTUNGEN an der Grenze bei Z schauen:

1. Der Richtungspfeil **Z-->-----IXI-----P** von links nach RECHTS gelesen beschreibt die kausale Metaphysik des geistfunktionalen REALISMUS (also des Naturalismus mitsamt dem Aspekt des mentalen FUNKTIONALISMUS), und zwar beschrieben als Funktionsblock „GEDANKEN X“, abgekürzt **IXI**, um anhand der kortikalen Repräsentationen Z = Z (EEG, fMRT) das Phänomen P nichtidentisch zu erklären.
2. Eine Modellierung OHNE Richtungspfeile, also **Z-----IXI-----P**, würde die von Pauli und Jung postulierte AKAUSALE SYNCHRONIZITÄT zweier Phänomene beschreiben, deren erstes als innerlich und deren zweites, etwas später, als von außen kommend wahrgenommen wird; wobei die zugehörige geistneutrale REALITÄT dann in dem Block **IXI** realisiert wäre.
3. Schließlich beschreibt der zusätzliche Richtungspfeil **Z--<-----IXI-----P** von rechts nach LINKS gelesen Kants epistemische Richtung einschließlich des KAUSALEN Interpretationsrahmens, den Kant vom diesseitigen Phänomen P aus nach LINKS angewendet wissen will, hier als Eigenschaft des Funktionsblocks **IXI**.

Ich mache mir, wie gesagt, den Ansatz des geistfunktionalen Realismus (Bunge, Kanitschneider, Vollmer, Mahner, Neukamm) nicht zu Eigen und auch nicht den Ansatz der geistneutralen Realität von Pauli und Jung (dual-aspect monist conjecture). Ich versuche es stattdessen weiterhin mit Kant.

F. DIE GRENZE DES DIESSEITS

Um der gesuchten Wahrnehmungsgrenze des Diesseits näherzukommen, gehe ich von Kant aus, zitiert nach Hoppla, Vom Erscheinen und Verschwinden des Ich: das Verschwinden, Das Ich entschwindet ins Transzendente: Immanuel Kant, publiziert am 27. Juli 2021 von Timm Grams:

„Durch dieses Ich oder Er oder Es (das Ding), welches denkt, wird nun nichts weiter als ein transcendentales Subject der Gedanken vorgestellt = X, welches nur durch die Gedanken, die seine Prädicate sind, erkannt wird, und wovon wir abgesondert niemals den mindesten Begriff haben.“

Mit „sinnlich wahrnehmbar“ meint Kant die subjectiven Erscheinungen/ Phänomene, nicht die Gegenstände/ Dinge an sich. Es ist aber nicht so, dass Kant die Augen völlig verschlossen hätte vor Objekten/ Gegenständen; ich habe ihn oben im Zusammenhang mit Copernicus entsprechend zitiert nach dem Script Erkenntnistheorie I, Skript zur Vorlesung, Uwe Meyer, Universität Osnabrück, WS 06/07, (B XVI, XVII). Allerdings gerät jene äußere Welt, die Beschaffenheit der Gegenstände, NACH KANTS UMKEHR der Erkenntnisrichtung konsequent aus dem Blick. Kant ist also skeptisch gegenüber einer angeblich objektiven oder scheinbar realistischen Außenwahrnehmung. Auch ich sehe den Realismus als nicht direkt zugänglich und als nicht erklärungsmächtig an.

Das Subjekt der Gedanken habe ich stattdessen mit Kant als „X“ genannt. Kants Subject oder Ding vollbringt nun ZWEIERLEI Funktionen. Erstens ERKENNT es, durch seine prädikativen Gedanken, SICH SELBST als ein Subject X1, welches denkt. Zweitens wird es durch seine Gedanken ... ERKANNT. So wird der von Kant besonders herausgehobene STATUS von X beschrieben: Es ist nicht etwa nur das Subject X1, welches denkt, sondern es ist, genauer bestimmt, AUCH das Ding X2, das durch eben diese Gedanken ERKANNT WIRD.

Entscheidend ist: Diese Definition von Kant enthält BEIDE ASPEKTE, die in der psychophysikalischen Forschung benötigt werden. Der eine Aspekt von X kann (in seiner Eigenschaft als Subject X1) Vorstellungsbilder anschauen; der andere Aspekt kann (in seiner Eigenschaft als Ding X2) erkannt und damit erforscht werden. Insbesondere kann dieser mit „Gedanken X“ bezeichnete funktionale Block zwei EMPFINDUNGSGRÖSSEN vergleichen und sogar SKALIEREN,

zumindest in einfachen Verhältnissen 1: 2 oder 1: 1 oder 1: 1/2. In diesem Sinn ist Kants DING, das durch seinen Gedanken erkannt wird, beispielhaft HIER das Ding X2, das durch den Gedanken „Ton b ist doppelt so laut wie Ton a“ erkannt wird. Solche INTERN in jeder Versuchsperson wahrgenommenen Protokolle P gehören nicht zu den physikalisch und neurophysiologisch bestimmbar Repräsentationen, sondern bilden einen eigenen Aspekt.

ERGEBNIS: Die Grenze des Diesseits nach links liegt bei Z, dort wo die externen Repräsentationen erreicht werden. Und zwar liegt das konkrete Z räumlich in demjenigen Teil der Hirnrinde (Gyrus temporalis superior), welcher der aktuellen Empfindung P = Ton inhaltlich (semantisch) am nächsten kommt. Dieses Ergebnis erscheint mir als nichttrivial, weil sich der Doppelaspekt der Kant'schen „Gedanken X“ mit den Protokollen P, wie sie in der Psychophysik gewonnen werden, in ÜBEREINSTIMMUNG bringen lässt. Die Gedanken X stimmen überein mit den BERICHTEN von Versuchspersonen über interne Gedankenvergleiche mit dem Ergebnis Ja/Nein. Damit stützt die Psychophysik, obwohl naturwissenschaftlich gewonnen, Kants Philosophie der Erkenntnis. Umgekehrt erklärt Kants Subject X1 und Ding X2 die psycho-physikalische Kommunikation von Versuchspersonen. An dieser Grenze weichen die internen, diesseitigen Repräsentationen P den externen Repräsentationen Z, die UNKORRIGIERBAREN Berichte P weichen den FALSIFIZIERBAREN Repräsentationen Z, die subjektiven EMPFINDUNGEN P den technischen SIGNALEN Z. Und schließlich gehen an dieser Grenze bei Z die diesseitige Meta- und Psychophysik über in die äußere Neurophysiologie und Physik.

Die Vermutung hat sich bestätigt: Wenn ein System aus zwei Teilsystemen besteht (Gehör und Gedanken), und wenn man einerseits das Verhalten des ersten Teilsystems (Gehör als Repräsentationen bis hin zum Cortex) erforscht hat, und wenn man andererseits das Verhalten des Gesamtsystems aus Hörversuchen entnimmt (Gehör PLUS diesseitige Gedanken), dann kann man daraus metaphysische und funktionale Erkenntnisse für das zweite Teilsystem (Gedanken X) gewinnen.